

Ahnen erfüllte und meine Knie in unwillkürlichem Beben erzucken ließ. . . Ich erblickte nur den Himmel — aber nicht den beruhigend-dunklen Himmel gewöhnlicher Nächte, nein — einen blutigen Himmel, wie es niemals einen gibt — weder bei Tage, noch bei Nacht. . .

Die mächtigen Linden standen ernst und schweigend da und warteten, wie Menschen, auf das schreckliche Erwartete, in unnatürlichem Rosa erglühete der Himmel, und blutrot zuckend liefen darüber die Unheil verkündenden Widerscheine der brennenden Erde. Langsam stiegen dunstig wallende Säulen empor und verschwanden in still lodender Höhe. Gerade darin, daß ihr Schweigen so vollständig war, während unten alles prasselte und knirschte, und ihr Schweben so ohne Eile majestätisch, während unten alles zuckte im Verzweiflungshin und -her — gerade darin lag ein finstres Rätsel, lag dieselbe Unnatürlichkeit, wie in der blutig rosa Färbung des Himmels.

Wie plötzlich zur Erinnerung zurückgekehrt, flüsternten rauschend und eifrig die Linden von Krone zu Krone und schwiegen dann wieder ebenso plötzlich still, auf lange in düsteres Erwarten versinkend. Still wurde es wie auf dem tiefsten Grunde einer Schlucht. Weiter hinter mir fühlte ich das gespannt fürchtende Haus, von erschrockenen Menschen erfüllt, rund um mich her die staltliche Menge wachsam wartender Linden und vorn den schweigend wallenden, blutig rosigen Himmel, wie es niemals einen gibt — weder bei Tage noch in der Nacht.

Und weil ich diesen Himmel nicht ganz sehen konnte, sondern nur stückweise im Lichtraume zwischen den Bäumen, erschien er mir noch unverständlicher und noch entschlicher. . .

2.

Es war Nacht und ich schlammerte unruhig, als in mein Ohr ein stumpfer, abgeriffener Laut drang, der unter der Viele hervorzukommen schien; er drang in mein Ohr und erlarrte im Gehirn, als runder, harter Kieselstein. Sofort nach ihm taucht ein zweiter herauf, ebenso stumpf, schwer, kurz, und mein Kopf empfindet schmerzlich als beginne geschmolzenes Blei in klatschenden Tropfen zu fallen. Und diese Tropfen bohrten und brannten sich hinein in das Gehirn; ihrer wurden immer mehr und mehr, häufiger und häufiger begannen sie zu fallen und bald erfüllten sie als ein Hagel scharf und rasch schlagender Laute meinen Kopf.

„Bam! Bam! Bam!“ warf von wettem her, stark, ungeduldig, Stein auf Stein ein unbekannter Kiesel-Genand.

Ich öffnete die Augen und begriff sofort, daß dies die Sturmglocke und daß im nächsten Dorfe Feuer sei. Im Zimmer war es dunkel — die Fenster geschloffen. Doch vom entsetzlich gellenden Rufe war es aus den gewöhnlichen Fugen gerissen und ganz, wie es war — mit Möbeln, Bildern, Blumen gleichsam ins Freie getreten: und Wände, Decke, Boden waren nicht mehr zu empfinden.

Jetzt kann ich mir es gar nicht denken, wie ich in meine Kleider kam, und weiß mir nicht zu sagen, weshalb ich allein hinausrief und keinen von den Hausgenossen mit mir nahm: entweder sie hatten mich alle vergessen oder ich dachte nicht an ihre Existenz. Die Sturmglocke rief hartnäckig und dumpf, als fielen die Schläge nicht aus durchsichtiger Luft, sondern als werfe sie hastend die unermessliche Masse der Erde empor. . . Und ich tief. . .

Im rosig blutigen Glanze des Himmels waren die Sterne verschwunden und sonderbar hell war es im Garten geworden, wie niemals am Tage, und niemals in märchenhaft königlich strahlender Mondnacht, und als ich zum Flechtzaune gelangte, erblickte ich durch seine Fugen ein grell und schreiend rotes, kochendes, hin und her zuckendes, verzweifelt sich windendes Etwas.

Wie mit Blut übergoßen bewegten erschauernd die Linden die rundlichen Blätter, und wandten die ängstlich murrenden um; nicht

zu vernehmen war aber ihr Rauschen — es dröhnte zu hämmern und pochend in ehernem Schwunge die Glocke. Jetzt waren die Laute gebrochen und schwirten in rasender Schnelle — ein Schwarm von glühenden Steinen. Sie kreisten nicht in hoher Luft, wie Tauben des friedlichen Abendgeläuts, sie schwoften nicht in samtigen Wogen, wie feierlich kündendes Glockengeläut, sie flogen wie Strahlen — so hart und so grad, wie warnende Klünder des rasenden Unheils, denen zum Umschauen die Zeit nicht mehr reicht, denen der Blick in den Augen vor Schreck erstarrt. . . (Schluß folgt.)

Eine Satire auf den Haager Friedenspalast.

In dieser Zeit, da die Staatsmänner in allen Ländern von der Herstellung eines dauernden Friedens reden, ist es interessant, an eine Satire auf den Haager Friedenspalast zu erinnern, die der Pariser „Matin“ im Jahre 1911 gebracht hat. Trifft doch die Satire haarscharf das Wesen der Friedensarbeiten der imperialistischen Staatserregungen vor dem Kriege: „Der Bau des Haager Friedenspalastes schreitet rüstig vorwärts. . . was sehr beunruhigend ist. Denn mit diesem friedlichen Gebäude hat es eine recht verhängnisvolle Bewandnis. Beweis: Als seine Errichtung beschlossen wurde, brach der Burenkrieg aus. Als die Baupläne genehmigt waren, begann gerade der russisch-japanische Krieg. In die Zeit der Grundsteinlegung fällt die Reise des deutschen Kaisers nach Tanger und der Beginn der marokkanischen Wirren. Als das zweite Stockwerk stand, fingen die deutsch-französischen Streitigkeiten wegen Marokko an, jetzt, wo der Dachstuhl fertig ist, bricht der italienisch-türkische Krieg aus. Ich verfolge mit großer Angst die weiteren Arbeiten der Maurer an jenem Palais. Je mehr es sich seiner Vollendung nähert, desto schlimmer wird die Situation. Man bedenke: noch haben die Glaser, Tapezierer und Dekorateur ihre Arbeit nicht begonnen. Was wird man erleben, wenn diese Leute erst an die Reihe kommen! Ich habe auch von einigen großen symbolischen Wandgemälden gehört, die den Triumph der Friedensbewegung verherrlichen sollen. Zum Donnerwetter! So oft eines davon fertiggestellt sein wird, wird in irgend einer Ecke der Welt ein Plagregen von Schrapnells niedergehen. Auch einige Statuen will man in den Galerien des Palastes aufstellen: Paz, Lux, Labor (Friede, Licht, Arbeit) usw. Jede davon wird tausende von Menschenleben kosten. Und vollends am Tage, wo dieser Tempel eingeweiht werden wird, da wird jeder von uns die Klinte auf den Buckel nehmen müssen, denn dann wird der allgemeine Weltkrieg aller gegen alle losgehen.

Darum fordere ich, daß man diesen Palast so schleunigst wie möglich niederreißt!“

In Reih und Glied.

Stell dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken,
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken.
Das Ganze wirkt, und du bist dein mit deinen Werken.
Stell dich in Reih und Glied und schare dich den Scharen;
Und teilst du nicht den Ruhm, so teilst du die Gefahren.
Wird nicht der Musterer den Einzelmann gewahren,
Mit Lust doch wird er sehn vollzählig seine Scharen.
Damit im Lanzenwald nicht fehlet eine Lanze,
Heb deine fein und sei gefaßt auf jede Schanze.
Sei nur ein Blatt im Kranz, ein Ring im Ringeltanze,
Fühl dich im Ganzen ganz und ewig wie das Ganze.

Friedrich Rückert.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 36

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Amunderstraße Nr. 23. . .

Bremen, den 8. September 1917

Einzelnummer 15 Bfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Bfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Balkanrepublik. Von St. Mineff (Schluß folgt)	Seite 273
Die Friedensformel der Sozialpatrioten und Sozialpazifisten. Von Peter Unruh	274
Der Fall Grimm und seine politische Bedeutung. Von R. Kadek	276
Erklärung	278
Aus unserm politischen Tagebuch	279
Feuilleton:	
Die Sturmglocke. Von Leonid Andrejew (Schluß)	279
Die Unbesiegbaren. Ludw. Pfau	280
Zeugen und Ruser	280

Die Balkanrepublik.

Von St. Mineff.

Auf ihrem Wege stoßen die europäischen imperialistischen Ausbreitungstendenzen, die nach dem asiatischen Kontinent führen, auf den großen Knoten, die Balkanhalbinsel.

Bei einem Flächeninhalt von 500 000 Quadratkilometern zählt die Balkanhalbinsel vor dem Weltkriege 24 Millionen Einwohner, die ein Gemisch von 15 Nationalitäten, ebenso viele Sprachen, doppelt soviel Dialekte, 6 Religionen darstellen und deren politische Geographie in keiner Weise einem historischen, ökonomischen und noch weniger nationalen Zwecke entspricht. Sie ist nichts als die wechselnde Resultante der Politik der Großmächte, die logische Folge ihrer handelskolonialen und imperialistischen Gegensätze. Die Grenzen der Balkanstaaten entsprechen nirgends bestimmten Nationalitäten.

Ein großer Teil der Balkannationalitäten feuzt unter russischem Joche. Andererseits existieren neben den herrschenden Nationen innerhalb der einzelnen Staaten unterjochte Nationen. Mit den Teilen, die unter fremden Joch stehen, stellt sich das Verhältnis der Balkannationalitäten ungefähr folgendermaßen: Rumänen (10 Millionen, einbegriffen die Rumänen Transjlyaniens, der Bukowina, des Banats und Bessarabiens); Serben (8 Millionen, mit den Serben Altserbiens, Bosniens, der Herzegowina, Dalmatiens und Kroatiens); Bulgaren (5 Millionen); Türken (3 Millionen); Griechen (5 Millionen, mit den Griechen der ägäischen Inseln und Kleinasiens). Dann kommen die Albaner, die Juden, die Montenegriner, die Armenier, die Rußowollachen, die Tartaren und die Zigeuner.

Trotz ihrer beständigen Kämpfe, trotz ihrer häufig zu stark betonten Rivalitäten, trotz der Verschiedenheit von Sprache und Religion, trägt diese ganze durcheinander gemischte Masse das historische Siegel eines gemein-

samen Schicksals und keine nationale Oberherrschaft könnte sich durchsetzen, ohne ihre eigene Existenz unwiderruflich zu gefährden. In Mazedonien z. B., dem Zwietrachtsapfel des Balkans, hat keine der Nationen die Mehrheit. In der oder jener Stadt herrscht bald die eine, bald die andere Nation.

Eine charakteristische Erscheinung in der verwickelten Balkanfrage, die sich wie ein roter Faden durch das ganze ökonomische, soziale und politische Leben der Balkanbevölkerung zieht, sind die unaufhörlichen Zusammenstöße der wachsenden, einander widersprechenden Interessen des europäischen Kapitalismus. Die Großmächte haben ihre aggressive Politik gegen den Balkan nie unterbrochen. Während der Periode, in deren Verlauf das Handelskapital der Hauptrevolutionär des Okzidents war, waren die Balkanländer und alle ökonomisch rückständigen Länder verdammt, die europäischen Waren zu verbrauchen. Als die Kolonialpolitik der dominierenden Ausdruck der kapitalistischen Bestrebungen und das Stichwort der auswärtigen Politik der europäischen Bourgeoisie ward, wurden die Balkanländer die natürlichen Opfer, die von der Vorsehung den Raßzähnen der großen „zivilisatorischen“ Wölfe vorher bestimmt waren, aber erst im letzten Stadium der kapitalistischen Entwicklung, als das Finanzkapital einen fabelhaften Umfang annahm, und die imperialistische Politik einleitete, wurden die Balkanländer in die Arena der schlimmsten Ausbeutung verwandelt.

Diese Erscheinung im internationalen Leben war nicht zufällig. Sie trat auf der Weltbühne als die unheildrohende Illustration einer Epoche auf, wo die unbewußte Empörung der Produktivkräfte, die dem Nutzen einer hinsterbenden Klasse unterworfen sind, sich unvermeidlich in kriegerischen Katastrophen, oder in der sozialen Revolution, ausdrücken mußte; sie trat auf nach der radikalen Aenderung, die sich auf den großen Welt-handelswegen durchgesetzt hatte. Der atlantische Ozean verlor seine Bedeutung in dem Maße, als die Vereinigten Staaten sich dem Konzert der Großmächte einrangierten und diesen eine immer bedrohlichere Konkurrenz machten. Das Zentrum des Weltmarktes wurde verschoben. Das Mittelmeer, der Balkan, Kleinasien haben von neuem die Bedeutung einer großen Hauptlandesstraße gewonnen.

Das „infame Albion“, das Frankreich den Suezkanal, das Werk des genialen französischen Ingenieurs Lesseps, geraubt hatte, das von der Türkei die Insel

Cypern als „Geschenk erhalten hatte“, teilte Persien und Zentralasien mit seinen Konkurrenten, dem „Koloß auf tönernen Füßen“, in Einflußsphären auf. Dieser, der nicht einmal imstande war, die Konkurrenz des Westens, in seinem eigenen Lande durchzuhalten, der unter dem Gewicht seiner Schulden keuchte, breitete seine Fühler nach dem Balkan aus, das Wiegenlied der Befreiung auf den Lippen, stieß hinab bis zu dem Kaukasus, nach Taschkent, nach Turkestan, nach Persien, nach dem Pamir, in ganz Zentralasien, legte sich in weitem Bogen um das Reich des Himmels und berührte die Gewässer des Reiches der aufgehenden Sonne.

Frankreich, die Erbin einiger Reste spanischer, portugiesischer und niederländischer Kolonien, eines Gebiets, das 19 mal so groß ist als es selber, wandte sich nach dem heiligen Lande und verwickelte sich in Unternehmungen, die über die Begriffe einfacher Sterblicher hinausgehen. Italien langweilte sich in seiner Rolle als Hüter archaischer Friedhöfe, der Zeugen einer längst-entschwundenen glorreichen Vergangenheit, beunruhigt vor allem über das große Elend seiner Kinder, die den heimatischen Boden verließen, um anderswo ihr täglich Brot zu suchen. Es strebte, strebte stark nach den afrikanischen Wüsten und nach einigen tiefen Atemzügen zog es vom Leber.

Indessen, wenn die Türkei und die übrigen Balkanländer mit einem Male von brutalen Frankenhieben gestreichelt wurden, so geschah dies nicht nur, um ihre Schätze zu rauben, sondern um sie darüber hinaus zur Basis künftiger Operationen und einer gigantischen Ausbreitung zu machen. Ihre „Aspirationen“, ihr „Drang nach dem Osten“, ihre Befreiung der kleinen Nationen, folgten den telepathischen Strömen des kapitalistischen Ausbreitungsdranges, der närrisch wurde vor Freude und dämonischer Hoffnung, indem er den ganzen asiatischen Kontinent in die Arme schloß. Das Finanzkapital kennt keine Millionen, es arbeitet nur mit Summen höheren Grades. Milliarden allein machen bei ihm Eindruck. Derart stellt der ferne Osten, Zentralasien und Kleinasien mit ihren unberechenbaren Naturschätzen, mit ihrem unerschöpfbaren Reservoir billiger Arbeitskräfte — das wahre Dorado — das heißbegehrte Ziel der kapitalistischen Magnaten dar.

Ein ganzer Mechanismus von Intrigen, Irreführung, Korruption, „Befreiungs“-Manövern, kleinen Eroberungen und aufeinanderfolgender Annexionen, großen Versprechungen und tollen diplomatischen Kombinationen; eine ganze endlose Kette von Ruchlosigkeit, politisch-finanzieller Schachzüge; Reformen und Reorganisationen; Anleihen, Konzessionen, Transaktionen; eine ganze Armee von Kontrolleuren, Funktionären, Agenten und Kommiss; Ultimatus und Herausforderungen; Bürgerkriegen, Zollkriegen, Balkankriegen und Befreiungskriegen, militärischen Pronunzianten, Fürstenthronungen; eine ganze Serie von Teilungen in Einflußsphären; Komplotten und wohlorganisierten politischen Morden, dynastischen Heiraten und religiösen Zugeständnissen. — Überall und unausführlich Tag und Nacht ertrag der Balkan die unqualifizierbaren Ausbrüche der fremden Mächte.

Und während Blut und Leiden der Balkanvölker kein Maß noch Ziel fanden, peitschten die Dynastien und herrschenden Klassen den chauvinistischen Haß gegen die

Nachbarn, stießen sie die nationalistischen Leidenschaften vorwärts.

So ward der gordische Knoten des Balkans geschürzt. Wenn niemand das Beispiel Alexanders des Großen nachzuahmen wagte, so lag das an der Furcht vor den andern Rivalen und vor dem roten Gespenst. Indessen mußte sich die Zeit später oder früher erfüllen. Der Imperialismus, das Stichwort des Finanzkapitals, kennt kein anderes Gesetz als die Logik der Katastrophen und Ruinen. Die unbegrenzte Ausdehnung ist seine Lebensbedingung. Mögen die Nationen, mögen alle Schätze der Kultur, alle sozialen Güter, die Resultate jahrhundertelanger Arbeit, zu Grunde gehen, mag die ganze Menschheit zu Grunde gerichtet werden, das Kapital lacht darüber, wenn es nur sein Glück macht.

Die Friedensformel der Sozialpatrioten und Sozialpazifisten.

Von Peter Urrah.

2. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Es ist die Meinung der Unabhängigen Sozialdemokraten, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker die Grundlage für den Frieden zu bilden habe. Zunächst freilich haben die „Unabhängigen“ nur daran gedacht, den Frieden ohne Annexionen auf dieser Grundlage herbeizuführen, d. h. das Selbstbestimmungsrecht der Völker bedeutet für sie den Gegensatz zu der Politik der Annexionen, es ist gewissermaßen die positive Ergänzung zu der negativen Forderung des annexionslosen Friedens. Somit käme das Selbstbestimmungsrecht zunächst nur für die Völker in Betracht, die der Annexionsgefahr am meisten ausgesetzt sind, also für die Belgier, Serben, Griechen, Polen und die exotischen Völker der afrikanischen und australischen Kolonien.

Nun wäre das Selbstbestimmungsrecht gewiß auch für diese Völker eine schöne Morgengabe, wenn es ihnen aus der Bluthochzeit dieses Krieges dargebracht werden könnte. Allein, es gehört schon ein ungewöhnliches Maß von Optimismus, um nicht zu sagen positiver Verblödung dazu, wenn man sich einbilden wollte, daß ausgerechnet diese Völker, die sogenannten „kleinen Nationen“ und die „Wilden“, auch nur ein Zipselchen vom Himmelreich des Selbstbestimmungsrechts im Zeitalter der imperialistischen Kriege ergattern könnten. Gerade über das Schicksal dieser Völker fallen die eisernen Würfel. Wer gegenüber den Vorgängen des Krieges nicht ganz blind ist, muß schon jetzt erkennen, was mit den Belgiern, Serben, Polen, den Hottentotten und Maoris geschehen soll. Wenn irgendwo, so gilt im Verhältnis der großen Nationen zu den kleinen der bekannte Fabelreim:

Schweig, sprach der Räuber, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein!

Es heißt das Wesen des Imperialismus gründlichst verkennen, wenn man glaubt oder glauben machen will, daß es ein Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen unter seiner Herrschaft geben könnte. Aber diese demokratisch scheinende Friedensformel der Sozialpazifisten hat noch ihre besondere delikate Seite. Bekanntlich haben die Sozialpatrioten in ihrer mit dem Zentrum und den Fortschrittler vereinbarten Friedensresolution die For-

derung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen nicht ausdrücklich erhoben. Grund genug für die Unabhängigen, diese Forderung nunmehr mit besonderem Nachdruck zu vertreten, um so aus der kompromittierlichen Nachbarschaft mit den Sozialpatrioten, in die sie durch ihre ganze bisherige Politik und nicht zuletzt durch ihre Friedenspropaganda geraten waren, wieder herauszukommen. Doch man wandelt nicht ungestraft unter den Friedenspalmen des Sozialpazifismus. Denn wenn auch die deutschen Sozialpatrioten das Geheimnis des Selbstbestimmungsrechts der Völker in ihres Busens Tiefen bewahrten, so preisen ihre russischen und französischen Kumpane es umso lauter als Friedenselixier an. Sind aber die Kerenski und Terestelli besser als die Scheidemann und Ebert? Sie sind die Henkersknechte der glorreichen russischen Revolution, sie spielen ausgezeichnet die Rolle der Verräter in einem historischen Drama, von dessen Größe sich die kleinen Schankwürte unter den deutschen Sozialpatrioten kaum etwas träumen lassen. So geraten die deutschen Sozialpazifisten mit ihrem schönen Selbstbestimmungsrecht der Völker vom Regen des deutschen unter die Traufe des russischen und französischen Sozialpatriotismus; so stärken sie auch diesmal wieder die französischen Sozialpatrioten gegenüber der Opposition ihres Landes, wie sie es seit der Erklärung Haases vom 4. August 1914 und der Erklärung Seyers vom 21. Dezember 1915 wiederholt tat. Ob aus dem Munde der russischen und französischen Sozialpatrioten, oder aus dem Munde der deutschen Sozialpazifisten: in jedem Falle bedeutet die Forderung des Selbstbestimmungsrechts der Völker die ärgste Verschleierung des Wesens des Imperialismus.

Aber wir wollen einmal ganz von der zärtlichen Sorge absehen, die die Pseudosozialisten beiden Schlags für die kleinen Nationen empfinden. Wir finden, daß die großen Nationen nicht weniger Gegenstand der Sorge zu sein brauchen. Hier schweigen sich die Brüder in den feindlichen Lagern sehr auffällig aus. Wer will behaupten, daß eines der großen Völker am 2. August 1914 gefragt wurde, ob Krieg oder Frieden sein solle? Wer will behaupten, daß selbst in den parlamentarisch regierten Ländern Westeuropas das Volk den entscheidenden Einfluß auf den Gang der Politik hat? Das Selbstbestimmungsrecht des Volkes ist in keinem Lande auf dem Wege über das Parlament zu erreichen; denn jedes Parlament ist der Ausschuß des Staates, der unter dem Glorienschein der Demokratie die Verwaltungsgeschäfte der herrschenden Klassen zu besorgen hat. Wes Geistes Kinder die modernen Parlamente sind, davon geben die innerpolitischen Vorgänge, die sich zur Zeit in Deutschland abspielen, ein lehrreiches Beispiel. Wir wollen nur die Tatsachen *consecu tio temporum* aufmarschieren lassen. Ihre Sprache ist so eindringlich, daß jedes Wort der Interpretation überflüssig, sogar abschwächend und daher schädlich wäre.

Mitte Juli wird ziemlich plötzlich Herr von Bethmann-Hollweg verabschiedet. Es heißt: in Folge eines unvorhergesehenen Vorstoßes des Herrn Erzberger. Gleich darauf bildet sich eine Reichstagsmehrheit aus Zentrum, Fortschritt und Sozialdemokratie, die eine Friedensresolution durchsetzt, die ganz im Zeichen der Politik des Herrn Bethmann-Hollweg steht. Und zu allem Ueberfluß erklärt Herr Hörsch in der „Kreuzzeitung“: „Bei den Aufze-

rungen des Abgeordneten Scheidemann war es zweifelhaft, ob er im Namen des Herrn von Bethmann sprach, bei dem Abgeordneten Erzberger ist es nicht zweifelhaft, daß er der Vertrauensmann des zurückgetretenen Kanzlers war, wie er ja von ihm zu zahlreichen diplomatischen geheimen Missionen benutzt worden ist.“ Jedenfalls wurde der Dessenlichkeit mitgeteilt, daß Herr von Bethmann-Hollweg über den Vorstoß dieses selbigen Herrn Erzbergers gestolpert sei. Im Augenblicke der Verabschiedung des alten Kanzlers war auch schon der neue da. Der deutsche Reichstag stand vor vollendeter Tatsache und seiner Mehrheit war das so selbstverständlich, daß nicht einmal der „Vorwärts“ daran dachte, daß die Art, wie in Deutschland Reichskanzler ernannt werden, im Grunde recht wenig mit „Demokratie“ zu tun hat; er vergaß das, obgleich er, seit Scheidemanns und Eberts Heimleuchtung aus Stockholm, eifrigst die Werbetrömmel der Demokratisierung Deutschlands gerührt hatte. Einzig das „Berliner Tageblatt“ wagte eine leise Andeutung, daß der Reichstag als Volksvertretung durch die Kanzlerernennungen doch reichlich blamiert werde. Nun war Herr Michaelis da. Die Mehrheit hielt ihm eine sogenannte Friedensresolution hin. Herr Michaelis bekannte sich zu ihr, ohne es indessen mit der Rechten zu verderben. Im Gegenteil: die Presse der Konservativen nannte ihn ihren Mann und freute sich der Verabschiedung des Herrn von Bethmann-Hollweg von ganzem Herzen. Kaum hatte Herr Michaelis sich zu der Friedensresolution der Mehrheit bekannt, so unterbreitete er — nicht dem Reichstag, sondern einer Konferenz von Pressevertretern ein reichhaltiges Belastungsmaterial über die Eroberungsabsichten der Entente, aus dem klar hervorging, daß der Kanzler nicht daran denke, Frieden zu schließen, solange die Entente derartige Pläne verfolge. Wenig später antwortete Herr Michaelis einem Vertreter der „Dresdner Neuesten Nachrichten“: „Jetzt gilt es unter Vermeidung jeder Nervosität die Gegner von der ungeminderten Kraft Deutschlands zu überzeugen, daß die Spekulation auf unsere vermeintliche Schwäche aus ihrer Berechnung ausscheidet.“ worauf die „Kreuzzeitung“ prompt kommentiert: „In Dresden hat der Kanzler sich zu dem Hauptschriftleiter der dortigen „Neuesten Nachrichten“ in einer Weise ausgesprochen, die auf eine scharfe Kritik an dem Verhalten der Reichstagsmehrheit hinausläuft.“ Der „Vorwärts“ weiß sich aus dieser peinlichen Lage nicht anders zu retten, als indem er resigniert schreibt: „Ebenso muß es dem Reichskanzler überlassen bleiben, ob er sich dauernd gegen die Mehrheit auszuspielen lassen will, wie das in der Presse der Rechten jetzt täglich geschieht.“ Das war am 3. August. Am 5. August lief ein Telegramm Hindenburgs durch die Presse, in welchem die „felsensfeste Zuversicht“ Ausdruck fand, „daß auch im Reich der Geist der Einigkeit und Ausdauer lebendig bleiben wird, der unserem Volke den Sieg und den ehrenvollen Frieden verbürgt.“ Herr Michaelis — an ihn war das Telegramm gerichtet — antwortete darauf: „Das Volk in der Heimat behält in tiefer Dankbarkeit die Laten von Heer und Flotte vor Augen und wird im Geiste der Einigkeit und Ausdauer in der Heimat dulden, streiten und siegen bis zum ehrenvollen Frieden.“ Nunmehr konnte Herr Redentlow sein hohes Köpf in aller Dessenlichkeit gegen die sogenannte Mehrheit aufzäumen

und die ganze Donquichoterei von Erzberger bis Scheidemann mit hieblicheren Streichen in den Sand strecken.

Der „Vorwärts“ hat es seitdem in Sachen der Demokratisierung und Parlamentarisierung nur bis zum Stottern und Stammeln gebracht. Einen umso sichereren Zungenschlag bekam dafür die konservative Presse und die „Deutsche Tages-Zeitung“ verprügelt seitdem mit taktfesten Schlägen Sack und Esel zugleich. Man ist an diesem Organ gewohnt, daß es die Dinge beim rechten Namen nennt, und so stimmt es auf den Kopf, wenn sie im Laufe der Affäre schrieb: „die mit der Demokratisierung oft verknüpften Vorstellungen von der Selbstherrlichkeit des freien Volkes sind eine arge Selbsttäuschung. Es ist nicht das Volk, das sich selbst regiert, es sind auch nicht die Besten und Tüchtigsten, die führen und vorangehen, sondern was in dem Reiche uneingeschränkter Demokratie dem Volke den Willen aufzwingt, das ist das Bündnis von Großkapital und Hochfinanz, das sich als treibende Kraft hinter der vorgeschobenen Kulisse der Demokratie verbirgt.“ Man wird den Politikern der „Deutschen Tages-Zeitung“ die intime Kenntnis der politischen Vorgänge und ihrer treibenden Kräfte nicht streitig machen können.

Umso rührender ist das Bild der guten Tante Voß, die tränenerfüllten Auges der ganzen demokratischen Herrlichkeit mit dem Stoßseufzer nachblickt: „Ein Personenwechsel, aber ach, leider kein Systemwechsel!“ Herr von Bethmann-Hollweg geht — Herr Helfferich bleibt, entgegen dem Wunsche der Mehrheit des Reichstags, wie Herr Georg Bernhard noch heute mit großem Erstaunen feststellt. Es kommt eine ganze Anzahl neuer Männer an die Reihe. Wir nennen einige Namen und überlassen es — unseren Lesern, die hinter ihnen verborgenen Männer in ihrem Gedächtnis aufzustoßern: Dr. Schwander, Max Wallraf, A. Otto Rüdlin, Wilhelm von Waldow, August Müller, Eder von Braun, Dr. Drems, Oskar Hergt, Paul von Eisenhardt-Rothe, Dr. Friedrich Schmidt. Wir wissen nicht, wer von diesen Herren den deutschen Arbeitern bekannt ist. Jedenfalls gehören sie zum Kabinett Michaelis. Zuletzt mußten noch die Herren Batocki und Gröner aus dem Amte scheiden; der eine, weil er es den deutschen Großagariern, der andere, weil er es der deutschen Schwerindustrie nicht recht machte. Das ist das Bündnis von Großkapital und Hochfinanz, belehrt uns die wissende „Deutsche Tages-Zeitung“. Bankos Geist, würde Heine sagen.

Von alledem waren die deutschen Sozialpatrioten und deutschen Sozialpazifisten wohl unterrichtet. Trotzdem schwelgten sie in den Wonnen der Demokratisierung, des Parlamentarisierens und des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Aber keiner von ihnen fand ein Wort des Protestes gegen die geschilderten tatsächlichen Vorkommnisse. Wohl aber läßt sich der „Vorwärts“ von einer Position in die andere zurückdrängen, während Herr Lentz in der „Glocke“ den 19. Juli als einen Tag des Triumphes der deutschen Sozialdemokratie feiert und ein sozialdemokratischer Redner im Hauptauschuß des Reichstages das Vorhandensein eines Vizekanzlers als einen revolutionären Akt bezeichnet. Unterdessen söhnt sich der „Vorwärts“ mit dem Gedanken eines „Reichstags“ langsam aus und die sozialdemokratische Fraktion beteiligt sich an den Beratungen der „Freien Kommission“, von der

die „Deutsche Tages-Zeitung“ sagt, daß sie nötig geworden sei, da selbst der Hauptauschuß nicht mehr die nötige Gewähr für die Vertraulichkeit geboten habe. So wandern die entscheidenden Verhandlungen vom Plenum in den Hauptauschuß, vom Hauptauschuß in die „Freie Kommission“. Das ist der „Weg zur Demokratie“, auf dem es kein Zurück mehr gibt, wie der „Vorwärts“ sagt.

Zu alledem sagen die Sozialpatrioten und Sozialpazifisten, die Leute um Scheidemann und Haase, ja und Amen. Fürwahr, gegen diese Gestalten waren die Männer der Paulskirche noch Heroen des Geistes und der Kraft.

Wir haben nie etwas anderes von ihnen erwartet. Auch sind sie in allen Ländern Brüder mit gleichen Kappen. Nur von den Arbeitern erwarten wir, daß sie sich hinfort kein Selbstbestimmungsrecht mehr vorgaukeln lassen, wo kein Selbstbestimmungsrecht ist und wo es keines geben kann. Sie haben soeben in ihren eigenen Organisationen erfahren müssen, wie es dort, wo sie glaubten, die Herren im Hause zu sein, kein Selbstbestimmungsrecht für sie gab. Ein Blatt nach dem anderen, eine Klasse nach der anderen wurde ihnen geraubt. Autorität, nicht Majorität! erklären die Parteipazifisten. Wahrlich, diese gebornen Gewaltstreicher im Reiche der Arbeiterorganisationen sind die berufenen Streiter für Demokratie! Und ihre besonnenen Nachtreter, die Unabhängigen, die von jeder selbständigen Äußerung des Volkswillens ängstlich und peinlich abzurücken, sind die berufenen Streiter für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Es gibt kein Selbstbestimmungsrecht der Völker, solange die Völker im Arbeitsverhältnis stehen, das sie an das kapitalistische Unternehmertum bindet. Das mögen sich die Arbeiter merken! Es gehört zum ABC des sozialistischen Denkens.

Der Fall Grimm und seine politische Bedeutung.

Auf die mehrmaligen Ersuche Schweizer Parteigenossen um meine Auffassung in dem Fall Grimm, konnte ich bis zur Erledigung der Angelegenheit durch die Untersuchungskommission, der ich angehörte, nicht eingehen. Jetzt, wo in der Schweizer Parteipresse eifrig daran gearbeitet wird aus dieser Affäre eine Bagatellangelegenheit zu machen, oder sogar Grimm nur als Opfer seines Kampfes mit den Sozialpatrioten darzustellen, halte ich es für meine Pflicht, als Pflicht eines Teilnehmers an beiden Zimmerwalder Konferenzen, den Fall zu beleuchten.

Ich schalte die persönliche Seite der Affäre aus, den in ihr hat die Kommission entgültig gesprochen. Grimm hat nicht aus irgend welchen materiellen Gründen gehandelt, er wollte ganz gewiß nicht dem Imperialismus dienen. Das hat die Untersuchungskommission ihm einstimmig attestiert. Gleichzeitig hat sie festgestellt, daß er ohne Wissen der russischen Zimmerwälder seinen verhängnisvollen Schritt getan hat, daß er sie, auch nachdem die Sache brenzlich wurde, von der wirklichen Sachlage nicht benachrichtigt hat. Dasselbe hat er sich im Verhältnis zu seiner Kollegin aus der „I. E. K.“ zu Schulden kommen lassen.

Seine nächsten politischen Freunde Martoff, Martynoff, Axelrod, Lapinski und Rakowski haben dies Verhalten Grimms als Vertrauensbruch bezeichnet und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß dieser Vertrauensbruch Grimm unfähig macht weiterhin die Zimmerwalder Bewegung zu repräsentieren.

Viel wichtiger ist die politische Seite der Affäre, der geistige Mechanismus des Falles Grimm, wenn man so sagen darf. Er verdient die Aufmerksamkeit nicht nur der Schweizer Arbeiter. Warum hat sich Grimm an den Bundesrat Hoffmann gewendet? Grimm antwortet, er wollte die Kriegsziele der Regierungen erfahren. Aus keinen anderen Gründen. Die Untersuchungskommission hat diese Erklärung als nicht glaubwürdig abgelehnt. Grimm wiederholt sie weiter, was sein gutes Recht ist, aber dann sei auch mir erlaubt die Gründe darzustellen, die mich bewogen, seinen Erklärungen keinen Glauben zu schenken.

Ich halte zwar Grimm für keinen produktiven Kopf, der imstande ist neue Fragen selbständig zu beleuchten. In dem was die Zimmerwalder Bewegung zur Beantwortung der durch den Krieg aufgeworfenen Fragen geleistet hat, hat Grimm selbständig nichts beigetragen, er lebte von Anleihen bei der Zimmerwalder Linken, deren Standpunkt er verwässerte. Selbst in der Beleuchtung der Schweizer Angelegenheit war er nur ein Schüler der Linken, was gegebenenfalls konkret illustriert werden kann. Aber, wenn es eine Legende ist, Grimm als den geistigen Führer von Zimmerwald darzustellen, so setzt sich Grimm selbst herab, wenn er zu seiner Verteidigung vor der Untersuchungskommission ausführte, er sei sehr mit Arbeit überhäuft gewesen und konnte die Kriegszieldebatten nicht genau verfolgen, er sei also nicht genügend informiert gewesen und wandte sich deshalb an Hoffmann.

Grimm ist ein sehr intelligenter Mensch und seine Kenntnisse, wenn nicht der imperialistischen Literatur, so . . . der „Berner Tagwacht“, reichen ganz gewiß zur Beantwortung der Frage nach den Kriegszielen. Wollte er sich eingehender informieren, so hatte er ganz gewiß viel näher zu seinen Freunden Lapinski und Martow, als zu seinem Klassenfeinde Hoffmann. Sollte er behaupten, er hätte sich nach offizieller Erleuchtung gesehnt, um eventuell den russischen Genossen sagen zu können, hier habt ihr vertrauliche offizielle Erklärungen der Regierungen, so fällt diese Verteidigung glatt ins Wasser angesichts der Tatsache, daß er selbst zwei Jahre lang vor der Welt die Schweizer Regierung der mangelnden Neutralität bezichtigt hatte.

Wie die Kommission es schon feststellte, enthält das Grimmsche Telegramm außer der Anfrage nach den Kriegszielen eine Darstellung der Lage in Rußland, eine Versicherung der Bereitschaft Rußlands zu Friedensverhandlungen, Winke, was diese Friedensverhandlungen stören konnte, und das alles unter Berufung auf maßgebende Stellen, was von Bundesrat Hoffmann nicht anders verstanden werden konnte, als daß Grimm im halboffiziellen Auftrage der russischen Regierung oder mindestens der sozialpatriotischen Minister den Boden für Friedensverhandlungen abtastet.

Will man nicht als einziges Motiv Grimms seinen Ehrgeiz vor Hoffmann eine Weltrolle zu spielen an-

nehmen, ich persönlich nehme an, daß bei dem Ehrgeiz Grimms dies mitspielte — so muß man mit der Kommission annehmen, daß der wichtigste Beweggrund Grimms in dem Bestreben lag, Friedensverhandlungen der Regierungen anzubahnen, welche Bestrebung in seiner Auffassung der russischen Revolution begründet war, einer Auffassung eines kleinstaatlichen Staatsmannes, aus dem hohen Rat der Stadt Bern, nicht aber eines revolutionären Sozialdemokraten, und hier eben liegt der Sündenfall Grimms. Beziehungen zu der Geheimdiplomatie selbst sind nicht prinzipiell abzulehnen. Würde sich Grimm mit Wissen der Internationalen Sozialdemokratischen Kommission an einen Diplomaten gewendet haben, in der Hoffnung von ihm Akten zu erhalten, die zur Kompromittierung der imperialistischen Diplomatie dienen können, er würde im Interesse der revolutionären Sozialdemokratie handeln. Die Sünde gegen den heiligen Geist liegt in dem Bestreben Grimms, die russische Revolution durch Friedensverhandlungen der kapitalistischen Diplomatie retten zu wollen, was, wie gesagt als Tatsache angenommen werden muß, wenn man nicht den ganzen Fall Grimm als sinnloses Abenteuer eines Ehrgeizlings darstellen will.

Grimm ist sehr ehrgeizig, aber ich glaube keinen Augenblick daran, daß er seinem Ehrgeiz fröhnen würde, wenn der von ihm getane Schritt in seinem Bewußtsein im Widerspruch zu seinen wirklichen Auffassungen gestanden hätte: ich bin überzeugt, daß Grimms Taten seinen Ueberzeugungen immer entsprechen. Sein Malheur ist nur, daß seine Ueberzeugungen und seine Taten seinen Worten nicht entsprechen. Die Zimmerwalder Rechte, die Ledebour, Mobilien, Brisson haben immer als Ziel der Zimmerwalder Bewegung einen sog. Verständigungsfrieden dargestellt, d. h. ein Kompromiß der kapitalistischen Regierungen, geschlossen unter dem Druck der von uns geführten Friedenskampagne, an der sich immer größere Volksmassen beteiligen werden. Darum können die Vertreter der Zimmerwalder Rechten zwar Grimm wegen seines desorganisatorischen Vorgehens ohne Wissen der Zimmerwaldparteien verurteilen, aber sie sehen in seinem Schritt nichts prinzipiell Unzulässiges. Und wir sehen, wie prompt die italienische Parteileitung, die auf dem Boden der Zimmerwalder Rechten steht, ihm das Vertrauen ausspricht, während die russischen Bolschewiks unter der Anerkennung des Urteilspruchs, das Grimm von dem Verdacht der deutschen Agentenschaft freispricht, erklären: wir haben mit Grimm nichts mehr gemein.

Die Zimmerwalder Linke erstrebt den Frieden der Völker geschlossen auf den Ruinen der kapitalistischen Regierungen. Nur dann — sagt sie — kann es einen Frieden ohne Annektionen und Kontributionen geben, der die alten Annektionen nicht vorewigt und die Arbeitermassen nicht zu Sklaven des Weltkapitals macht. Natürlich weiß die Zimmerwalder Linke eben so gut, wie die neunmal weisen Männer der Zimmerwalder Rechten, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß sich der revolutionäre Klassenkampf des Proletariats nicht so schnell entwickeln wird, daß es möglich ist, daß seine Ansätze schon die kapitalistischen Regierungen aus Feinden in Freunde verwandeln werden, die in geschlossener Front zur Verteidigung der heiligen Güter des Kapitals aufmarschieren werden. Aber dann ist der Kompromißfrieden des Im-

perialismus auf Kosten der kleinen Völker und der proletarischen Massen, ein Resultat unseres Kampfes, nicht unser Ziel, und wir tragen für seine Folgen keine Verantwortung.

Umgekehrt, wir stehen ihm gegenüber als Ankläger da, die die Volksmassen zum Kampfe gegen diese Friedensgreuel — wie ein gutes Wort des deutschen Dichters Menring lautet — mobil machen. Auf welchem Standpunkt stand Grimm? Man lese die Friedensresolution von Rienthal, deren Entwurf er ausgearbeitet hat und die wir nach einer Umarbeitung annahmen, weil unsere, viel schärfere, keine Ausichten auf Annahme hatte. Man lese die letzten Jahrgänge der „Tagwacht“. Grimm stellt sich in dieser Frage auf den Boden der Zimmerwalder Linken. Aber wo es sich um Laten handelt, verläßt er diesen Standpunkt. In seiner Schweizer Politik lehnt er die Vaterlandspolitik ab, aber nur theoretisch. Praktisch widersteht er sich den Bemühungen, die Parteileitung, die parlamentarischen Vertretungen der Partei von den Sozialpatrioten zu reinigen, die organisch unfähig sind, die Beschlüsse des Parteitages auszuführen. Er will seine und der Partei Haltung von der konkreten Situation abhängig machen. Schon die Schweizer Politik Grimms zeigte den Gegensatz zwischen seiner wirklichen Ueberzeugung und seinen Worten und deshalb haben wir Zimmerwalder Linken Grimm in der Sitzung der Internationalen Sozialdemokratischen Kommission am 1. Februar und 20. März unser Mißtrauensvotum ausgedrückt.

Nun kommt Grimm nach Petrograd, sieht die ungeheuren Gefahren, die die russische Revolution bedrohen. Worin bestehen sie? Das Land ist verwüstet durch die zarische Wirtschaft, die Revolution muß es von Grund auf neu aufbauen. Der Krieg verschlingt aber seine Kräfte. Wo die Rettung und wo ist der Retter zu suchen? Der Friede ist die Rettung und wer ihn bringt, der Retter, sagt der sogenannte einfache Menschenverstand, unter welchem Pseudonym immer der vulgäre Opportunismus auftritt. Aber die russische Revolution wurde schon einmal im tiefen Frieden vom russischen und europäischen Kapitalismus erdrückt! Wohlgerne, von ihnen, denn ohne Hilfe der russischen Lockaut-Helden und der französischen Anleihe war er auch im Jahre 1906-07 nicht imstande allein mit dem russischen Proletariat fertig zu werden.

Aber Grimm wollte auf jeden Fall den Frieden, wenn es nicht anders ging, durch imperialistischen Kompromiß. Darum telegraphierte er Hofmann über die Ausichten der Friedensverhandlungen. Würde er das sein, als was er sich so gerne ausgab, würde er ein Revolutionär sein, so würde er den russischen Arbeitern gesagt haben: stürzt die Regierung der Koalition mit den Kapitalisten, zerreiße die Verträge der Imperialisten, nehmt den Sinkern den Grund und Boden, legt den kapitalistischen Hyänen des Krieges das Handwerk, richtet eine lohende Feuerfäule auf, die vor den Völkern Europas leuchten wird und das Gewehr bei Fuß, dann sich einbuddeln in den Schützengräben, dann verteidigt ihr nicht das kapitalistische Vaterland, dann verteidigt ihr eure eigenen Interessen, dann verteidigt ihr die Zukunft des europäischen Sozialismus.

Und nachdem er das getan hätte, war sein Platz in der Zimmerwalder Zentrale, in der Arbeit der Weckung,

des Vorwärtstreibens der anderen Zimmerwalder Parteien. Als Exponent der russischen Revolution, als ihr auswärtiges Ministerium, sollte die Internationale sozialdemokratische Fraktion zu einem Machtfaktor werden. Statt dessen telegraphiert der Danton von Blimpliz an Hoffmann, ob er kein Mittel zur Rettung der russischen Revolution kenne. Der Vorsitzende der Zimmerwalder Konferenz entschloß sich Hilfe bei denen zu suchen, deren Todfeind die russische Revolution ist.

Dieser Gegensatz zwischen der revolutionären Phrase und den wirklichen Ueberzeugungen und den aus ihnen geborenen Taten, das ist der Fall Grimm. Sollte unsere Hypothese falsch sein, so gibt es keinen Fall Grimm als einen politischen Fall. Dann ist die ganze Affäre ein Reinfall eines Provinz-auch-diplomaten, der auf's Glatteis ging und ausrutschte, der eine Rolle spielen wollte, aber nicht einmal das diplomatische Handwerk beherrschte. Wir glauben, daß wie scharf auch unser politisches Urteil über Grimm ist, es ihm mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als er es selbst tut. Wir glauben nicht, daß wir Robert Grimm bei der Mehrheit der schweizerischen Parteinstanzen, die über seine Frage entscheiden werden, schaden. Die Richter Grimms haben nicht solche Sünden auf dem Kerbholz, wie Widerspruch zwischen Phrase und Ueberzeugung, Wort und Tat. Die schweizerische Parteiführerschaft, die vom Sozialpatriotismus zerfressen ist, sie wird Grimm kein Auge ausspicken. Sie wird sich höchstens freuen, daß er, der sie früher so scharf angriff, jetzt bei ihr Hilfe gegen die radikalen Arbeiter sucht. Aber die sollen aus dem Fall Grimm lernen, den eigenen Führer nicht so sehr auf das Maul sondern auf die Fäuste zu schauen, wie man sie das im Verhältnis zu den Führern des Bürgertums lernte. Sie sollen den Führern, bei denen Wort und Tat nicht immer zusammengehen, kein Vertrauen schenken, denn wo Wort und Tat auseinandergehen, dort ist Fäulnis. R. Kabek.

Erklärung.

Die Berliner Mitglieder der I. S. D. erklären, daß sie mit dem Inhalt und der Herausgabe der Broschüre „Revolutionshoffnung“ von Julian Borchardt nicht einverstanden sind.

Diese Broschüre ist eine Privatarbeit Borchardts und hat mit den Kundgebungen der I. S. D. nichts zu tun.

Ferner haben die Mitglieder beschlossen, sich der neuzugründenden linksradikalen Partei anzuschließen.

Borchardt hat deshalb kein Recht mehr im Namen der I. S. D. zu sprechen.

I. A.: Robert Duchateau, Berlin N. 39, Sprengelstr. 25.

Wir erhielten außerdem noch folgendes Schreiben: Werte Genossen! Wie ich höre, hat man Ihnen eine Resolution zur Veröffentlichung zugesandt, die einige Mitglieder der I. S. D. in meiner Abwesenheit gefaßt haben. Da ich für weiteste Pressefreiheit bin, habe ich gegen die Veröffentlichung natürlich nichts einzumenden. Aber vielleicht fügen Sie die folgenden tatsächlichen Mitteilungen gleich bei:

1. Daß die Broschüre „Revolutionshoffnung“ meine Privatarbeit ist, geht aus der Form ihrer Veröffentlichung deutlich hervor. Dazu bedurfte es keiner Resolution.

2. Ich habe die Broschüre, vor der Herausgabe, den Mitgliedern der I. S. D. in einer Sitzung vorgelesen. Einzelne von ihnen hatten zwar gegen die Herausgabe Bedenken, weil sie davon

Tiefe immer wieder hoffend zu ergründen, so schaute mir aus dem schwarzen Abgrunde ein Mensch aus Feuer höhnend ins Gesicht und in seinen verzerrten Zügen, seinen wild zerzausten Haaren, auf seinem Kopfe wie von entsehliger Kraft emporgestäubt — war ich nicht imstande mein eigenes Bildnis zu erkennen!

„Was ist denn das? — O Gott! O Gott!“ flehte ich in verzweifelter Ohnmacht des unendlich gespannten Willens, die Hände in hoffnungsfuchender Gebärde vor mich streckend. . . .

Und die Sturmglöcke rief. Sie flehte nicht mehr — sie schrie wie ein Mensch, der stöhnte, sie keuchte. Die Töne hatten jede Regelmäßigkeit verloren und häuften sich wild aufeinander, ohne Nachklang, plötzlich sterbend, entstehend und wieder sterbend. Und von neuem beugte ich mich zum Wasser hinab, und . . . neben meinem Spiegelbilde erblickte ich ein zweites Feuergepenst, lang, gerade, und zu meinem Entsetzen einem Menschenbilde ähnlich.

„Wer ist das?“ rief ich, mich umschauend. Dicht an meiner Schulter stand ein Mensch und starrte stumm ins Feuer; sein Gesicht war bleich, noch nasses Blut bedeckte seine Wange und glänzte, das Feuer wiederstrahlend. Gekleidet war er einfach — wie ein Bauer. Vielleicht war er schon dagewesen, als ich zum Sumpf gelaufen kam — vielleicht war er auch später gekommen — doch ich hatte sein Kommen nicht gehört und kannte ihn auch nicht.

„Es brennt!“ sagte er, ohne seine Augen vom Feuer abzuwenden. Der Widerschein des Feuers zuckte wild in diesen Augen und sie schienen groß und glänzend.

„Wer bist du? Von wo?“ fragte ich. „Du hast Blut an der Wange.“

Mit langem dünnem Finger berührte er das Blut, warf einen Blick darauf und starrte dann wieder ins Feuer.

„Es brennt“, wiederholte er, ohne mich zu beachten, „alles brennt.“

„Weißt du nicht, wie man am schnellsten hier hinüber kommt?“ fragte ich, mich etwas von ihm entfernend; ich begann zu erraten, das müße einer von den Unzähligen sein, welche dieser heiße, Unheil verkündende Sommer wahnhaft gemacht.

„Es brennt“, wiederholte er immer. „Oho — ho — hoh! Es brennt!“ schrie er und lachte wild auf, mich dabei zärtlich anblickend und den Kopf leise schüttelnd. Die rasend schlagende Sturmglöcke schwieg plötzlich und lauter knatterte das Freuer. Es wand sich wie lebend und streckte sich in schmiegender Sehnsucht an verstümmten Glockentürme empor. Dieser schien jetzt, in der Nähe, viel größer, und hatte statt des rosa Kleidchens ein feuerrotes Gewand an. Oben in der dunklen Oeffnung, wo die dunklen Glocken hingen, erschien nüchtern und ruhig eine kleine Flamme — wie ein Kerzenflämmchen und spiegelte sich ruhig auf der kupfernen Flanke der Glocke. . . . Und wieder flatterten die Glockenschläge, die letzten, wahnhaftigen Verzweilungsruße hinausfliehend über das Feuer hinweg in die hoffnungslose Finsternis. . . . Und wieder warf ich mich in fliegender Hast am Ufer hin und her und hinter mir mein schwarzer Schatten.

„Ich komm' doch hin! Ich komm' hin!“ antwortete ich jemandem, der mich gellend rief. Und der lange Mensch sah ruhig hinter mir, seine Kniee mit den Armen umspannend und sang laut, die Glockentöne begleitend: „Bam! Bam! Bam!“

„Schweige!“ flehte ich.

Er lächelte und sang, den Kopf schüttelnd, und in seinen gläsernen Augen zuckte immer von neuem gespiegelt, das Feuer auf. Entsehliger als das Feuer selbst war er, dieser wahnhaftige, dieses Opfer des Feuers, und ich wandte mich um und lief am Sumpfe entlang. Doch kaum hatte ich einige Sprünge getan, war seine Gestalt schon wieder neben mir, von der losen Bluse umflattert. Er lief schweigend, wie ich, in langen, Müdigkeit nicht

kennenden Sprüngen, und lautlos hüpfen hinter uns unsere schwarzen Schatten über das frisch gepflügte Feld.

In den letzten Qualen des Sterbens keuchte die Sturmglöcke und schrie wie ein Mensch, der schon keine Hilfe mehr erwartete, den keine Hoffnung mehr belebt. Und schweigend, unser Ziel nicht kennend, liefen wir in die Finsternis hinein, und unsere schwarzen Schatten hüpfen spöttisch hinterdrein. . . .

Die Unbesiegbaren.

Ich weiß ein Heer von unbeflegten Streitern,
die nimmer weichen und die nimmer wanken;
sie stehn im Glied, die Waffen hoch, die blanken,
und trogen euren Schützen, euren Reitern.

Sie stürmen eure Wälle ohne Leitern
und auferstehn, soviel auch ihrer sanken,
weil sie vom Born des ewigen Lebens tranken —
an diesem Heer wird euer Heer zerschellen.

Schon gehn sie unsichtbar um eure Hallen
und hauen Euern Löwen ab die Franken,
und hauen Euern Adlern ab die Krallen.

Ihr Heerschild blühet und die Tempel schwanken,
ihr Schlachtrauf donnert und die Throne fallen.
Kennt Ihr die Streiter? Das sind die Gedanken!

Ludwig Pfau.

Zeugen und Rufer.

Der „nationale Gedanke“, der sich seit einem Vierteljahrhundert in Deutschland regte, war seinem inneren Wesen nach die Befriedigung der Bourgeoisie über die Beseitigung der Schranken, welche in den Kleinstaaten und ihren verzopften Einrichtungen der Ausbreitung des Kapitalismus im Wege gestanden hatten. Aber im Laufe einer mit beispielloser Kraft und Schnelligkeit um sich greifenden Entwicklung ist dieser Gedanke selbst eine Schranke geworden, an welcher die Expansionskraft des Kapitals ungeduldig rüttelt; in dem Zeitalter der Kartelle und Trusts einer, der internationalen Arbeiterbewegung andererseits vermitteln die Farben an den Grenzpfählen der einzelnen Länder; das Kapital züchtet eine neue, über Europa regierende Kaste heran, und diese Kaste ist wesensgleich, in der Tat eine und dieselbe vom Scheitel bis zur Sohle, in London wie in Rom, in Madrid wie in Moskau.

* Franz Mehring. 1891.

Wenn wir uns eines in diesen schweren Tagen eingestehen wollen, was wertvoll ist, so ist es dies: nicht über das Versagen der Internationale klagen, was bei manchen sogar mit gewisser Schadenfreude geschieht, weil sich doch die nationale Idee stärker erwiesen habe, sondern zu erkennen, daß die Internationale versagte, weil sie zu wenig sozialistisch war. Sie versagte im Kampfe der Nationen, weil sie, so paradox dies klingt, schon früher verlagte hatte im Kampfe der Klassen, das heißt, weil aus dem Sozialismus, der nichts anderes sein wollte, als die bewußt gewordene Tendenz der Ueberwindung der Klassengegensätze, geworden war eine Bestrebung für Verbesserung der Lage des Proletariats bloß innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft. Gewiß ist auch dieses Werk ein eminentes Kulturwerk gewesen, und es ist unerläßlich, an den Vorbedingungen der Emanzipation des Proletariats zu schaffen. Allein, wenn das, was bloße Vorbedingung sein soll, zum Endziel aller Politik des Proletariats wird, so bedeutet dies eine Einschränkung seines historisch schaffenden Bewußtseins, die es um alle entwicklungsgeschichtliche Bedeutung bringen, ja auf die Gemeinpflichtigkeit einer nur etwas radikaleren Brotintereffenverfechtung herabdrücken muß.

Aus: Max Adler. „Prinzip oder Romantik“.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Anfeindungen meiner Person befürchteten. Wegen den Inhalt aber hatte keiner etwas einzuwenden.

3. Die „Arbeiterpolitik“ findet das, was sie Verirrung und daraus folgenden Verrat nennt, schon in den von ihr in Nr. 31 zitierten Sätzen gegen das Führertum. Diese Sätze sind nicht meine Privatarbeit, sondern in gemeinschaftlicher Sitzung der I. S. D. besprochen und beschlossen worden. Der darin liegende Vorwurf richtet sich also gegen alle damaligen Mitglieder der I. S. D.

4. Man könnte hier noch sagen: wer diesen wesentlichen Grundsatz der I. S. D. aufgegeben hat, der ist aus ihr ausgetreten und hat seinerseits kein Recht mehr, in ihrem Namen zu sprechen und Beschlüsse zu fassen. Indessen lege ich auf solche Formfragen keinen Wert. Nur darauf kommt es an, ob das, was man sagt, richtig und gut ist. Ich kann das Richtige auch in meinem eigenen Namen aussprechen.

Mit Gruß Juliaa Borchart.

Aus unserm politischen Tagebuch.

1. September.

Das Stockholmer Bulletin des Sowiet veröffentlicht folgendes dringendes Telegramm:

„Das Zentralkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte hat folgende Resolution über die letzten Verhaftungen angenommen: Das Zentralkomitee lenkt die Aufmerksamkeit der Regierung auf die dringende Notwendigkeit, ein Gesetz zu erlassen, wodurch die Verteidigung im Stadium der Voruntersuchung zugelassen wird. Bis zur Verwirklichung dieses Gesetzes schlägt das Zentralkomitee vor, die Delegierten des Zentralkomitees in die Untersuchungskommission für die Ereignisse vom 16. bis 18. Juli zuzulassen.“

Das Zentralkomitee protestiert entschieden dagegen, daß Materialien aus der Voruntersuchung über die Ereignisse vom 16. bis 18. Juli vor Beendigung der Voruntersuchung veröffentlicht werden. In der Tatsache dieser Veröffentlichung erblickt das Zentralkomitee eine direkte Verletzung des Gesetzes und ein furchtbares Zeichen dafür, daß das neue Gericht die schlimmsten Sitten des alten schichtgeleiteten Gerichts übernommen hat. Das Zentralkomitee fordert, daß die Untersuchungs Gewalt unbedingt den Sinn des Gesetzes befolge und daß die Verleger des Gesetzes zur Verantwortung gezogen werden.“

Dieses Telegramm zeigt, wie dringend es jetzt das Zentralkomitee hat, die Hände in Unschuld zu waschen. Wir sind in der Lage, ihm ein paar Mitteilungen zu machen, die ihm helfen sollen, es wirklich zu tun:

1. Die Verteidigung wird unseren Genossen nicht nur von den Regierungsgewalten unmöglich gemacht. Wir haben das Zentralkomitee des Sowiets telegraphisch aufgefordert uns hier verhalten zu lassen. Wir haben keine Antwort auf das Telegramm bekommen. Aber noch mehr.

2. Der Vertreter des Sowiet, W. Kosanoff, hat dem hiesigen Büro des Sowiet verboten von uns Briefe an die bolschewikische Zentralbehörden zur Beförderung durch Kurier anzunehmen. Alle unsere Briefe sollen an das Zentralkomitee der Sowjets adressiert sein, das unsere Korrespondenz zensurieren wird. Nun sitzen in dem Zentralkomitee Vertrauensmänner der Bürger Kerenskis, Terestilis, Tereschtschenko, der Männer, die mit Hilfe der zarischen Spitzel das Komplott gegen unsere Partei geschmiedet haben. Das Verteidigungsmaterial sollte also von uns den Anklägern zugestellt werden. Sonst verwies uns der Bürger Kosanoff auf den gewöhnlichen Postweg, d. h. daß das Verteidigungsmaterial der Bolschewiki durch die Hände der Spitzel der Kontrainteligenz gehe, die in der Militärzensur sitzen. Wir benachrichtigten davon das Zentralkomitee telegraphisch. Bekamen von ihm aber keine Antwort.

Wir fragen jetzt öffentlich beim Zentralkomitee der Sowiet an, ob sie von diesen Schlägen ins Gesicht jeder Gerechtigkeit Kenntnis haben, und ob sie die Verordnung des Bürgers Kosanoff telegraphisch zurückziehen wollen und dem hiesigen Bureau des Sowiets befehlen, unsere verlegten Pakete für die bolschewikische Fraktion des Sowiet anzunehmen. Ueber andere Seiten der Erklärung des Sowiet werden wir noch mit ihm sprechen.

Feuilleton

Die Sturmglocke.

Von Leonid Andrejew.

„Bam! Bam! Bam!“ flogen sie in unaufhaltsam geradlinigem Schwunge daher, einander in hastendem Fluge bedrängend, und alle vereint saugten sich tief in die Erde, rissen sich hoch in den Himmel hinein.

Ebenso gerade, wie sie, lief ich durch frisch aufgepflügtes Gefilde, das trübe erglänzte in blutig beschienenen Schollen, wie der schwarz schimmernde Panzer einer riesigen Schlange. Ueber meinem Kopfe, in ensender Höhe, schwirren einzeln grelle Funken vorüber und da — vor mir — der graufige Anblick des brennenden Dorfes, wo alles — Häuser, Tiere, Menschen — in gemeinsamem Scheiterhaufen vergeht. Dort hinter der launigen Silhouette der Bäume — einige rund, andere scharf wie die Lanzen — wand sich die blendende Flamme, in stolzem Schwunge sich biegender und wendend wie ein übermütig sich bäumendes Pferd, an der heißen Erde leckend, in die Höhe laufend, feurige Fegen hoch in den dunkeln Himmel spritzend — und dann — in raubgerigem, fegendem Tauchen von unten sich neue Beute zu holen. In meinen Ohren saust es vom heftigen Laufe, wild pocht mir das Herz, und laut, seine Schläge sieberhaft überholend, treffen mich in Kopf und Herz der rasenden Sturmglocke heulend schlagende Töne. Und so entsetzlich viel Verzweiflung war in diesen Tönen, als schlage nicht eine kupferne Glocke, sondern in Todeskrämpfen das riesige leidende Herz der Erde selbst.

„Bam! Bam! Bam!“ warf der glühende Feuerbrand die abgerissenen Töne heraus in die kühlere Luft und schwer war zu glauben, daß solch gebieterisch heischender Schrei aus dem Kirchturm des Dorfes komme, der so klein und so dünn aussah, so ruhig und sanft wie ein wohlhergezeugtes Mädchen im rosa Kleidchen.

Ich strauchelte, mich auf die trockenen Erdschollen stützend, die unter meinen Händen in Staub zerfielen; ich erhob mich wieder und lief weiter, und mir entgegen leuchtete siegreich das Feuer und hämmerte der Sturmglocke gellender Ruf. Schon hörte ich, wie das Holz, vom Feuer gefressen, knatterte und sprang, hörte das vielstimmige Schreien der Menschen, in welchem Entsetzen und Verzweiflung als gellende Dominante mir das Herz zerrissen. — Und wenn das Schlangenzischen des Feuers erlahmte, trat aus dem Meere der Laute deutlich und klar ein heulendes Stöhnen hervor; es stöhnten die Weiber, es heulte in panischem Schrecken das Vieh.

Ein Sumpfstreifen hielt mich plötzlich auf. Es war ein großer, dicht mit Schilf bewachsener Sumpf, der sich links und rechts unabhäbar erstreckte; ich trat hinein und kam ins Wasser — bis zu den Knien, bis zur Brust... der Sumpf begann mich einzusaugen, und ich kehrte ans Ufer zurück. Ueber dem Sumpfe drüben, ganz nahe vor mir, wütete das Feuer und warf Wolken goldiger Funken gen Himmel, ähntlich feurigen Blättern eines gigantischen Baumes; im stimmungsvollen Rahmen von Schilf und Riedgras spiegelte das Sumpfwasser die rasend leuchtende Farbensymphonie... und verzweifeln, in Todesqualen heulte der Sturmglocke gellender Ruf: „Komm! Komm! Komm!...“

3.

In rasendem Eifer erfolglosen Wollens warf ich mich am Ufer des Sumpfes hin und her, und hinter mir mein Schatten; und beugte ich mich zum Wasser hinab, um in fliegender Hast dessen

279

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 37

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Amunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 15. September 1917

Einzelnummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Postgeld

Inhalt:

Eine zwiefache Komödie	Seite 281
Regierungspolitik als Marxismus	282
Partei und Führer	284
In der Klemme	286
Die Balkanrepublik. Von St. Mineff (Schluß folgt)	Seite 287

Eine zwiefache Komödie.

Im Lager der Imperialisten ist ein Streit entbrannt. Den Zankapfel bildet die Frage: wer hat die Mehrheit des Volkes hinter sich? Ueber die bekannte Friedensresolution der Reichstagsmehrheit ist die Eintracht in die Brüche gegangen. Die Verständigungsfriede! Die deutscher Friede! so lauten die Parolen. Unterwürfigkeitsfrieden! Eroberungsfrieden! so lauten die Anklagen. Zentrum, Fortschritt und Sozialdemokratie auf der einen Seite, die Nationalliberalen der Schwerindustrie und die Konservativen auf der anderen Seite, das sind die beiden Lager.

„Vorwärts“ und „Deutsche Tageszeitung“ schwingen das Panier. Scheidemann und Graf Reventlow tragen die Banner. Wer hat die Mehrheit hinter sich? Das ist hier die Frage.

Ist die Antwort nicht leicht? Ist es nicht ein einfaches Rechenegempele? Die Mehrheit des Reichstags, also auch Mehrheit des Volkes. Dort Minderheit des Reichstages, also auch Minderheit des Volkes. Falsch! ruft Graf Reventlow, die Rechnung stimmt nicht. 1912 wurde dieser Reichstag gewählt. Heute, nach 5 Jahren, hat sich das Bild geändert. 110 Sozialdemokraten schlüpfen damals in den Reichstag hinein. 20 davon haben sich bereits von der Partei losgesagt. Weitere 20 oder vielleicht noch mehr treiben immer noch Fraktionsopposition. Ein Duzend, vielleicht noch mehr, sind konsequente Imperialisten. Der „Vorwärts“ betreibt die Politik des Herrn von Bethmann-Hollweg. Wer weiß, ob der ehemalige Kanzler nicht eines Tages unter die Führer der Sozialdemokratie geht? Die „Glocke“ treibt die Politik des Herrn von Tirpitz. Die sozialistischen Monatshefte sind ebenfalls kein so übles Organ. Die sozialdemokratische Tagespresse flattert wie buntes Geflügel nach allen möglichen Richtungen in den Käfigen des Sozialpatriotismus und Sozialimperialismus durcheinander. Die Einheit der Partei ist ein buntes Allerlei geworden, ein Trödelladen, in dem man für wenig Geld alte Hosen und Talmiringe bekommt. Als die Sozialdemokratie noch nicht gespalten war, war sie eine Millionenpartei. Nach einem Kriegsjahr schon war sie auf ein Drittel zusammengeschrumpft und jetzt, nach der

Spaltung, hütet der Parteivorstand die Mitgliederzahl wie ein furchtbares Geheimnis. Er wird allen Grund dazu haben. Und wie sind erst die sozialdemokratischen Gewerkschaften zusammengeschmolzen! Will diese zerüttete Partei etwa behaupten, sie habe die Massen des Volkes hinter sich? Selbst in ihres Daseins höchster Blüte umfaßte sie nur einen winzigen Bruchteil des deutschen Volks. Und die sogenannte Reichstagsmehrheit, die 50 Jahre deutscher Reichstagsstätigkeit haben deutlich genug gezeigt, wie bald Schönheit und Gestalt sogenannter Mehrheiten verschwinden. Wir kennen die Fortschrittler, wir kennen das Zentrum. Wir haben keine Angst vor ihnen. Diese Mehrheit imponiert uns nicht. So sagt Graf Reventlow.

Der „Vorwärts“ aber höhnt: habt ihr paar Konservativen denn etwa die Mehrheit des Volkes hinter euch? Worauf Graf Reventlow kühl und gelassen antwortet: wir haben den Kaiser und Hindenburg. Und jetzt haben wir auch noch einen Kanzler, der uns gehört. Ihr habt zwar eine Reichstagsmehrheit, die in den Spuren des Herrn Bethmann-Hollweg wandelt; aber euer Kanzler mußte gehen und die Herren Batocki und Gröner sind ihm nachgefolgt. Das ist zwar ein etwas eigenartiges Spiel, aber hier entscheidet die Macht. Daß Mehrheit und Macht aber nicht dasselbe sind, solltet ihr Herren Sozialdemokraten eigentlich längst wissen. Wir haben euch das oft genug demonstriert, und schließlich habt ihr euch selbst als unsere gelehrtigen Schüler gezeigt indem ihr euch den Teufel um die Mehrheit schertet, als ihr den Arbeitern den „Vorwärts“ und einige andere Organe vor der Nase wegnahmt. Man kann sehr gut als Minderheit regieren, wenn man nur die Macht hat. Die Weltgeschichte lehrt diese Wahrheit auf jedem Blatte.

So geht das Streiten hin und her. Eine Einigung scheint aussichtslos. Um dem ein Ende zu machen, hat sich der „Vorwärts“ zu einem offenen Brief an den Grafen Reventlow verfliegen, in dem er kühn die Volksentscheidung anruft. Neuwahlen! Neuwahlen! Wird der Herr Graf das Tanzlein wagen? Und siehe da: schon ruft die konservative Presse nach der Reichstagsauflösung. Es beginnt ernsthaft zu werden! Eine Reichstagsauflösung, Neuwahlen mitten im Kriege, an den Fronten statt der militärischen Anspannung politische Entscheidungen, politische Debatten im ganzen Lande und weit über die Grenzen hinaus von Ostende bis in das Elsaß, von der Ostsee bis an den Euphrat! Was soll daraus werden?

Neuwahlen im Zeichen des Burgfriedens? Das wollen beide Lager nicht. Gründliche allseitige Auf-